

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land
Herausgegeben vom Lüdenscheider Geschichtsverein e. V.

Nr. 34

25. Januar 1966

PETER FREBEL

Die Mundarten des Lüdenscheider Raumes und ihre Stellung im südwestfälischen Sprachraum

Seit der Begründung der dialektgeographischen Methode durch Georg Wenker ist die Sprachwissenschaft von der isolierenden Betrachtungsweise abgerückt. Sie geht von der Erkenntnis aus, daß sprachliches Leben nur aus der Betrachtung des Gesamtsprachraumes verstanden werden kann.

Dem Verfasser dieses Aufsatzes ging es deshalb darum, zunächst die Stellung der Mundarten des Lüdenscheider Raumes im dynamischen Feld des südwestfälischen Sprachraums aufzuzeigen, um dann ihre Sonderstellung innerhalb der sprachlichen Strömungen deutlich werden zu lassen. Er stützt sich dabei im wesentlichen auf eigene Untersuchungen der südwestfälischen Mundarten in den Jahren 1953 bis 1955 und 1959 bis 1961. Das Ergebnis dieser Untersuchungen hat der Verfasser in verschiedenen Veröffentlichungen vorgelegt: „Die Mundart der Stadt Lüdenscheid“ erschien als Beitrag im Lüdenscheid-Sonderheft des „Märker“ (Januar 1958). Mit der „Fachsprache der Drahtzieher im märkischen Sauerland“ befaßt sich eine im Jahre 1960 begonnene Reihe von Aufsätzen in der gleichen Zeitschrift.

Die Zusammenfassung und Auswertung des gesamten Materials ist enthalten in der am Deutschen Sprachatlas in Marburg entstandenen Monographie „Die Mundarten des westlichen Sauerlandes“ (Marburg 1956). Das Buch, das als Band 45 der Reihe „Deutsche Dialektgeographie“ 1957 in zweiter Auflage bei N. G. Elwert in Marburg erschien, ist seit langem vergriffen. Es wird im Frühjahr 1966 in dritter Auflage im Verlag Johnson, New York, herauskommen.

1. Wesen und Aufgabe der Mundart

Die Einsicht, daß die Sprache die ursprünglichste aller geistigen Leistungen des Men-

schen ist und damit die Grundlage aller Kultur, verdanken wir Johann Gottfried Herder. Der geniale Anreger der deutschen Klassik ist der Begründer der organischen Sprachbetrachtung. Herder begreift die Sprache nicht mehr als bloßes Mittel der Verständigung, sondern sieht in ihr den unmittelbaren Ausdruck des Menschseins. Der Mensch gestaltet die Welt aus den Kräften seines Inneren heraus zu einem eigenen, unverwechselbaren und einmaligen Weltbild, indem er sie sprachlich erfaßt, ordnet und formt. So ist die Sprache nicht nur ein Mittel, die Umwelt sagbar zu machen, sondern zugleich eine wirkende Kraft, die aus den Grundkräften des Seins die geistige Welt gestaltet.

Im Ganzen des sprachlichen Lebens hat die Mundart eine spezifische Aufgabe zu erfüllen: ihre Leistung besteht in der geistigen Gestaltung der Heimat, des unmittelbaren Lebenskreises des Menschen, vor allem seines täglichen Arbeitskreises²⁾.

Diese Leistung der Sprache vollzieht sich stets in der Sprachgemeinschaft, d. h. der Gesamtheit der Menschen, deren geistiges Weltbild durch die gleiche „Muttersprache“ geprägt ist. Die kulturellen Lebensäußerungen einer Gemeinschaft — einer Stadt, eines Dorfes, einer Verwaltungseinheit — werden getragen von ihrer Sprache; ihre Kulturbewegungen, ihr geschichtlicher Wandel, ihre politischen und religiösen Bindungen müssen in der Mundart ihren Niederschlag finden.

Die Wissenschaft hat Wege gefunden, um diese Wechselwirkung von Sprache, Kultur und Geschichte aufzuspüren. Sie sieht die einzelnen Spracherscheinungen nicht — wie früher — isoliert als feststehende Bestandteile eines grammatischen Systems, sondern sie betrachtet Sprache im Sinne Herders als eine ständig in der Entwicklung begriffene, lebendige Form, die nur im Rahmen ihres

geschichtlichen und geographischen Lebensraumes verstanden werden kann. Die Mundart stellt sich dann nicht nur als eine besondere Ausprägung eines gemeinsamen sprachlichen Bestandes dar, sondern auch als eine Sprachform, die nur im räumlichen Zusammenhang mit den Nachbarmundarten deutlich werden kann. Jede Lebensgemeinschaft ist bei der Gestaltung ihres politischen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Lebens durch gemeinsame Züge mit den Nachbarn verbunden. Gleichzeitig aber hebt sie sich durch eigenständige Formen von ihnen ab. Als Träger aller geistigen Vorgänge muß sich die Sprache ebenso verhalten. Die moderne Sprachwissenschaft hat seit der Begründung der dialektgeographischen Betrachtungsweise dafür den Beweis erbracht. Auch das kleinste Dorf hat seine eigene Mundart, die sich von der Mundart der Nachbarsiedlung unterscheidet. Historische Entwicklungen, konfessionelle Entscheidungen, geographische Voraussetzungen und wirtschaftliche Möglichkeiten sind nicht nur in Sitte und Brauch, in Lebensgewohnheiten und in der technischen und künstlerischen Formgebung erkennbar. Sie sind auch und vor allem an die Sprache, die Mundart, gebunden.

2. Die Ausbildung der westfälischen Mundarträume

Im märkischen Raum um Lüdenscheid und Altena wird die Formkraft historischer Gegebenheiten, die geographische Lage und die Eigenart der Menschen in den Mundarten besonders deutlich. Ihre geschichtliche Entwicklung wird für uns allerdings erst greifbar, nachdem sich aus dem politischen Gegensatz von Sachsen und Franken heraus die Zeugnisse verstärken, die auf eine Uebereinstimmung der politischen Grenze mit der Sprachgrenze hinweisen. Die hochdeutsche Lautverschiebung, die seit dem 7. Jahrhun-

dert nach Norden vordringt, kann die sächsische Stammesgrenze nicht überwinden. Sie wird mit der hochdeutsch-niederdeutschen Sprachscheide in ihrem heutigen Verlauf im wesentlichen übereingestimmt haben: dem Kamm des Rothaargebirges folgend, läuft sie über die Landhecke entlang der rheinischen Grenze und dann südlich Heid, Husten, Benolpe, Neustadt und Derschlag nach Nordwesten und trennt heute mitteldeutsches *m a c h e n* und *i c h* und niederdeutsches *m a k e n* und *i k*).

Schon in altsächsischer Zeit (800—1150) weisen die altwestfälischen Texte auf eine mundartliche Gliederung des gesamtwestfälischen Sprachraums hin. In Wortschatz und Lautung unterscheiden sich der Süden vom Norden, der Westen vom Osten.

In mittelniederdeutscher Zeit (1150—1600) entsteht unter dem Einfluß des Ostfalen Eike von Repgow eine niederdeutsche Schriftsprache, die sich dann in Lübeck weiterentwickelt und als hansische Verkehrssprache im 14. Jahrhundert zu großer Bedeutung gelangt. Die Urkunden dieser Zeit ordnen sich daher manchmal der überlandtschaftlichen Norm unter. Dennoch können die einzelnen Schreiber vielfach ihre mundartliche Zugehörigkeit nicht verleugnen.

Als eine typisch westfälische Eigenart, die in den Mundarten bis heute erhalten ist, tritt schon im Frühmittelniederdeutschen die „Brechung“ der kurzen Selbstlaute (Vokale) in betonter offener Silbe ein. Während der übrige niederdeutsche Sprachraum diese Laute dehnt, erscheinen in Westfalen sogenannte Kurzdiphthonge: kurze Zwielaute, wie *i'ä*, *u'o*, *'ie* — *mi'äten* „messen“, *ku'oken* „kochen“, *m'ielke* „Milch“, usw.⁴⁾

Als südwestfälische Eigenart tritt schon in dieser Zeit der Zwielaute *ai* in Wörtern wie *Hut*, *Buch*, *Pflug*, *tun auf*, *wo er* altes langes *o* ersetzt und so bis heute erhalten ist: *haut*, *bauk*, *plauk*, *daun*. Im Süden Westfalens ist auch der Umlaut des alten langes *a* als *ä*: erhalten geblieben (sei *nä:men* „sie nahmen“), während das Ostwestfälische und das Gebiet nördlich der Lippe den Diphthong *ai* haben (*naimen* statt *nä:men*). Der Dativ Plural (Wem-Fall der Mehrzahl) „ihnen“ heißt im Nordwestfälischen *i'är*, in unseren Mundarten *i'än* oder *i'äne*.

3. Die Mundarten des Lüdenscheider Raumes

Im Südwesten dieses großen westfälischen Mundartgebietes nimmt das märkische Sauerland⁵⁾ eine Sonderstellung ein. Seit dem 12. Jahrhundert trennt die Grenze der Grafschaft Mark gegen das kurkölnische Sauerland dieses Gebiet vom Norden und Osten. Seit der Reformation ist sie auch Konfessionsscheide. Nach Süden und Südwesten wird der Raum begrenzt durch die alte Sprach- und Stammesgrenze zum bergischen Rheinland. Auch die wirtschaftliche Struktur hat die Sonderstellung des märkischen Sauerlandes begünstigt. Die Erzlagerstätten in den Gebirgszügen ließen schon früh Gewerbezentren entstehen. Um die märkischen Städte Altena, Lüdenscheid und Iserlohn entwickelte sich seit dem 15. Jahrhundert eine umfang-

reiche Kleinindustrie. So ist der märkische Raum noch heute ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, dessen Struktur von der Fertigwarenindustrie bestimmt wird. Im Kernsauerland dagegen ist die Land- und Forstwirtschaft auch jetzt noch vorherrschend.

Diese politische, religiöse und wirtschaftliche Eigenständigkeit gegenüber den niederdeutsch-westfälischen Nachbarn im Norden und Osten und den hochdeutschen Nachbarn im Süden hat die Ausbildung der Mundarten entscheidend beeinflußt. Alte Besonderheiten sind in den Mundarten des märkischen Raumes bis heute erhalten geblieben. Typisch für diesen Reliktcharakter sind die Formen *'iet* „ihr“ und *ingk* „euch“. Sie sind Reste der im Altsächsischen gebrauchten Dualformen, die neben Einzahl und Mehrzahl eine dritte Stufe „wir zwei, wir beide“ bezeichneten. Ein weiteres Beispiel ist die Schwundform *e-* der altsächsischen Vorsilbe *gi-* in Wörtern wie „gefallen“, „gelaufen“, usw. Im übrigen Westfalen heißen die Partizipien fallen, loupfen. Im märkischen Raum um Altena und Lüdenscheid erscheint jedoch *efallen*, *eloupen*⁶⁾.

Der Lüdenscheider Raum hat den aus dem niederdeutschen Norden und Osten vordringenden Neuerungen harten Widerstand geleistet. Die alte Territorialgrenze bildete im Verein mit den topographischen Gegebenheiten (Lennegebirge, Balver Wald) eine kaum zu überwindende Barriere. Die aus dem Oberwesergebiet im 17. und 18. Jahrhundert vorstoßende Diphthongierung (Zwielaute) der alten langen Selbstlaute *i*, *u*; und *ü*: hat ganz Ostwestfalen erfaßt. An den Grenzen des Kreises Altena ist diese Entwicklung zum Stehen gekommen (vgl. Karte 1). *i:s* „Eis“, *ti:en* „Zeiten“, *mi:n(e)* „mein(e)“, *fam wi:en* „vom weiten“ haben im Raum Lüdenscheid-Plettenberg den alten Lautstand *i*: erhalten. Dagegen erscheinen im Kreis Arnberg *äis*, *uäs*, *öis*; *täien*, *tuien*, *töien*; *mäin(e)*, *muin(e)*, *möjn(e)*, usw. Ebenso verhält sich altes *u*: in „Kraut“, „Maul“, „Haus“, „aus“, „Bauer“ und ähnlichen Wörtern. Hier hat der Süden *u*: (*kr:ut*, *mu:l*, *hu:s*, *u:t*, *bu:er*), im Norden, dem sich auch das Amt Serkenrode anschließt, wird *'iu* gesprochen: *kriut*, *miul*, *hius*, *iut*, *biuer*. Nur im Gebiet von Altena hat die Diphthongierung der alten Längen die frühere Territorial- und jetzige Kreisgrenze überschritten und bestimmt heute die Mundarten in Altena, Evingsen und Dahle, wobei altes *u*: zu einem Triphthong (Dreilaute) *'äou* entwickelt ist: *kräout*, *mäoul*, *häuos* usw. Hier hat sich das alte *u*: der Entwicklung des mittelniederdeutschen *o*:² angeschlossen, das im Altenaer Raum wie im Kreis Arnberg *'äou* gesprochen wird gegenüber *ou* im Gebiet von Lüdenscheid und Plettenberg. Beispiele: *schtrou* „Stroh“, *boum* „Baum“, *eloupen* „gelaufen“, *brout* „Brot“, *gous* „Gans“.

Die Ursache für diese abweichende Entwicklung im Altenaer Raum scheint in der naturgeographischen Struktur dieses Gebietes zu liegen, die hier den Uebergang zum nördlichen Iserlohner Bereich ermöglicht, während die nördliche Kreisgrenze in ihrem übrigen Verlauf den steilen Hängen des Lennegebirges folgt. Dazu kommt die enge wirtschaftliche Verflechtung der drei Orte

Altena, Evingsen und Dahle sowohl untereinander, als auch mit den Iserlohner Nachbarn. Den entscheidenden Anstoß zur Aufweichung der alten Grenze zum kurkölnischen Raum scheint aber erst der Ausbau der modernen Verkehrsverbindungen gegeben zu haben, die den Binnenverkehr zwischen den Kreisen Altena und Arnberg förderten. So gilt z. B. für „Eisen“ nach den Aufzeichnungen des Rektors Mummmenthey in Altena noch um 1881 die Form *i:sern*.

Als Kerngebiet des märkischen Raumes, das die niederdeutschen Neuerungen nicht übernommen hat, kristallisiert sich deshalb für die Forschung ein kartographisch genau erfaßbares Gebiet um Lüdenscheid und Plettenberg heraus. Das wird an vielen Beispielen deutlich. So stößt z. B. die sogenannte „sekundäre Dehnung“ des *u* in offener Silbe von Norden nach Süden vor, bleibt aber an der alten Territorialgrenze hängen und dringt nur im Gebiet von Evingsen und Dahle in den märkischen Bereich ein: *bu:eter* und *su:en* für „Butter“ und „Sohn“ heißt es dort gegenüber unserem *b'ueter* und *s'u'en* mit fallendem Kurzdiphthong.

Alte Formen sind im Lüdenscheider Raum also häufiger als im ehemals kurkölnischen Gebiet. In der Formlehre ist die starke Form der Vergangenheit *hai* schwamm „er schwamm“, *hai molk* „er molk“ erhalten, während im Kreis Arnberg weitgehend eine neue schwache Form des Praeteritums gebraucht wird: *hai schwemmere*, *hai melkere*. Noch ausgeprägter erscheint der Unterschied vom Süden zum Norden bei der Endsilbe *-ig*, die bei „fünzig“ und „Honig“ von Lüdenscheid bis Plettenberg in der alten mundartlichen Form *-ech* auftritt: *fiftech*, *huonech*. Das Arnberger Gebiet und der Westrand des Kreises Altena haben die hochdeutsche Lautung *-ich* übernommen: *fiftich*, *hu'onich*. Der Umlaut der alten Länge *o*: heißt im Süden *öü*, im Norden *ai*. Bei „Kühe“ und „glühen“ hat sich aber in den vergangenen zwei Generationen der Kreis Arnberg einer Entwicklung angeschlossen, die beim Zusammentreffen zweier Selbstlaute, dem sogenannten Hiatus, ein *-g-* als Hiatusfüllung einschleibt. *Glöüen*, *köüe* im Süden steht so im Norden *glögen*, *glöchen* und *köche* gegenüber.

Auch in der Wortgeographie, die die Verbreitung einzelner Worttypen kartographisch darstellt, lassen sich solche Unterschiede zwischen dem märkischen Raum und dem kurkölnischen Gebiet feststellen. So kennen unsere Mundarten z. B. drei bedeutungsgleiche Wörter für die Kartoffel. Im Norden und Osten des Kreises Arnberg und im Amt Serkenrode trägt die im 16. Jahrhundert aus Peru über Italien nach Deutschland eingeführte Hackfrucht den hochdeutschen Namen „Kartoffeln“ (Mehrzahl, aus italienisch *tartuffoli*), wobei die erste Silbe abgefallen ist: *tuffeln*, *tiufeln*. Im Amt Balve gilt der Worttypus „Knollen“, der auch im angrenzenden Iserlohner Gebiet erscheint. Der Kreis Altena dagegen bezeichnet die Kartoffeln als „Erdäpfel“: *ä:pel* (um Lüdenscheid), *ä:pele* (um Plettenberg) und *ärapel* (Wiblingwerde-Altena-Dahle). Der Worttypus „Erdäpfel“ dürfte in unserem Gebiet das ursprüngliche Wort gewesen sein.

Neben diese Unterschiede, die den bewahrenden Charakter der märkischen Mundarten des Gebietes um Lüdenscheid deutlich werden lassen, treten solche Differenzierungen in der Laut- und Formenlehre, die sich als rein synchronische Verschiedenheiten darstellen. Während in der diachronischen Deutung der ersten Gruppe die historischen Entwicklungsstadien der Sprache erkennbar werden, gibt es für die folgende Gruppe von Beispielen daher keine plausible sprachgeschichtliche Erklärung. Hier sind vielmehr die anfangs erwähnten Faktoren der Sprachbildung wirksam, die religiösen, politischen und kulturellen Gemeinsamkeiten, die verschiedene Sprachgemeinschaften entstehen ließen. So bildet sich ein Gefühl der Eigenständigkeit bei den Menschen eines bestimmten Gebietes heraus, das sich in der Sprache manifestiert. Das wird im Kartenbild immer wieder deutlich. Südlich der alten Territorialgrenze der Grafschaft Mark erscheint die Entsprechung des westgermanischen au (mittelniederdeutsch o:?) als ou, im Norden als

Unterschied in der Lautqualität nur für das phonetisch geschulte Ohr des Fachmanns hörbar. Die Wiedergabe des Diphthongs 'ai in den Beispielen „Lehm“, „Seife“, „(das) meiste“, „Klee“ und „Schnee“ (mittelniederdeutsches e:?) unterscheidet sich lediglich durch die Qualität des ersten Bestandteils des Zwielautes. Im Arnberger Raum hat das ä übertrifftene Qualität (wie in engl. that, cat, hat), im Süden wird es geschlossener gesprochen. Umgekehrt erscheint die Entsprechung des Umlauts von westgermanisch a im märkischen Gebiet als überoffener steigender Diphthong i'ä, im Norden dagegen in geschlossenerer Form. Beispiele: pi'ärt „Pferd“, fi'ärken „Ferkel“, hi'ärwest „Herbst“.

Zu welchen Folgerungen die Verschiedenheit der Aussprache gleicher Ursprungslaute führen kann, zeigt sich bei der Übernahme von Fremdwörtern in die Mundart. Die Wörter „Soldat“, „Salat“ und „Suppe“ sind offensichtlich erst in jüngerer Zeit aus dem Französischen entlehnt worden. Dabei wurde das

hier nur das Praeteritum (Vergangenheit) der starken Verben der 3. Ablautreihe herausgegriffen. (Er) trank, (er) sang, (er) sprang, (er) band erscheinen im Norden lautgesetzlich mit a als drangk, sangk, schprangk, bangk oder bant. Im Kreis Altena dagegen ist in Analogie zu den Formen des Plurals u eingetreten: drungk, sungk, schprungk, bungk oder bunt.

War bisher der Eindruck entstanden, daß die Mundarten des Lüdenscheider Raumes im wesentlichen altes Sprachgut bewahren und sich den durch die kurkölnischen Nachbarn vermittelten Neuerungen verschließen, so ändert sich dieses Bild völlig, wenn man den Blick auf die hochdeutschen Nachbarn im Süden und Südwesten richtet. Hier öffnet sich der märkische Bereich den andrängenden mitteldeutschen und schriftsprachlichen Formen. Das Anwachsen der Industrie und der Ausbau der Verkehrswege haben durch das flachwellige Olper Land und die Hochfläche um Halver starke Sprachstöße in die Mund-



Karte 1

Dreilaut 'äou. Altena und Evingsen schließen sich auch hier wieder dem kurkölnischen Vorbild an: schtrou — schträou, boum — bäoum usw. Ähnliche Lautunterschiede zeigt auch altes a vor r im Paradigma „Garten“: ga:en wird im Lüdenscheid-Plettenberger Raum gesprochen, cho:ren im Kreis Arnberg. Frühe Dehnung des a hat hier im Norden den gleichen Laut wie bei der alten Länge (jo:r „Jahr“, o:went „Abend“) auftreten lassen. Bei „Wurst“ und „Durst“ ist im Norden altes u zu o gesenkt: wu'ost, du'ost, im Süden blieb u erhalten: w'uest, d'uest.

In einzelnen Fällen ist der entstandene

stimmlose romanische s in unserem märkischen Gebiet um Lüdenscheid und Plettenberg als ts nachgebildet: tsaldo:t, tsalo:t und tsope heißt es. Ein stimmloses s im Anlaut vor Selbstlauten war hier unbekannt. Im kurkölnischen Kreis Arnberg dagegen, wo s in vergleichbarer Stellung auch sonst stimmlos artikuliert wird, ergaben sich keine Schwierigkeiten: saldo:t, salo:t und sope wurden hier lautgerecht mit stimmlosem Anlaut übernommen.

In der Formenlehre hat die Sprache ohne erkennbaren Grund häufig Differenzierungen geschaffen. Aus der Fülle der Beispiele sei

arten eindringen lassen. Sie lassen unsere märkischen Mundarten als echte Grenzmundarten erscheinen. Besonders deutlich zeigt sich der schriftsprachliche Einfluß beim Vordringen des hochdeutschen sch (š) für altes sk (Karte 2). Hier hat bereits der ganze märkische Bereich mit Ausnahme des Grenzgebietes um Plettenberg im Osten die schriftsprachliche Form eingeführt. Erst an der alten Territorialgrenze im Norden kommt die Bewegung in einer Grenzzone mit mannigfaltigen Übergangsformen zum Erliegen.

Im Anlaut vor Vokalen und vor r ist die Verschiebung des sk noch weiter fortgeschrit-



Karte 2

Das Kartenbild zeigt einen ungewöhnlichen Formenreichtum in der Grenzzone. Mit den phonetischen Zeichen werden u. a. folgende Übergangsformen dargestellt: šx = sch + ch, šk = sch + k.

ten. Bei „Schule“, „Schäfer“, „Schulter“, „Schuh“, „schuldig“ und „schreiben“, gilt sie auch durchgehend in Neuenrade, Werdohl, Plettenberg und Dankelmert.

Ganz ähnlich verhält sich altes s im Wort- und Silbenanlaut vor Mitlauten. In den Beispielen „Späne“, „Schüssel“, „stehen“, „schwerer“, „schläfrig“, „gestorben“, „gestohlen“ u. a. beherrscht der unter dem Einfluß der Schriftsprache gebildete Zischlaut sch das ganze märkische Gebiet und ist bei Garbeck, Affeln und Hagen schon in den kurkölnischen Bezirk vorgedrungen: schpö:ne, schl'üetel gegenüber spöne, slüetel usw. Bei anderen Beispielen dagegen ist der schriftsprachliche Einfluß schwächer. Bei „Sommer“ und „kommen“ mit altem u in offener Silbe (sumer, kumen) haben zunächst junge diphthongierte Formen (s'uemer, k'uemen) den alten Monophthong bis an den Nord- und Ostrand des Kreises Arnberg und in das Amt Serkenrode zurückgedrängt. Aus dem Südwesten und Südosten dringen die schriftsprachlichen o-Formen ein, kumen gilt heute in der Mundart im früheren Amt Plettenberg (heute Gesamtgebiet Stadt Plettenberg) und in Halver, Ehringhausen und Hülschotten, das durch seine Pendler auch sprachlich mit Plettenberg verflochten ist. somer findet sich darüber hinaus fast im ganzen Amt Halver (außer Karthausen) und in Werdohl und Bärenstein.

4. Die Sonderstellung der Lüdenscheider Mundart

Von diesem kontinuierlichen Strom sprachlicher Bewegung wird auch die Lüdenscheider Mundart erfaßt. Sie zeigt deshalb auch alle hier unseren märkischen Bereich als kennzeichnend angeführten Sprachformen. Ob-

wohl die Stadt sich so im allgemeinen in den Rahmen des gesamten Sprachraums eingliedert, zeigt sie bei näherer Betrachtung doch eine sprachliche Sonderstellung. Die zentrale Lage des Ortes und seine frühe Ausbildung zum wirtschaftlichen Mittelpunkt mit einem großen Einzugsbereich scheinen hier besonders wirksam gewesen zu sein. Entscheidend ist die Bedeutung der festverwurzelten Industrie. In den Klein- und Mittelbetrieben mit ihrer alten handwerklichen Tradition haben sich alte Sprachformen besonders lange erhalten. Manche schriftsprachliche Neuerung flutet daher am Stadtgebiet vorbei. So gilt beim Fragepronomen „was“ in Lüdenscheid noch das alte anlautende b: bat, wie im Norden unseres sauerländischen Raumes, obwohl die angrenzenden Bezirke um Halver, Nachrodt, Wiblingwerde im Westen und Herscheid und Plettenberg im Osten bereits den schriftsprachlichen Anlaut benutzen: wat. Das Personalpronomen der 1. Person Plural lautet im Dativ und Akkusativ (3. und 4. Fall) im Lüdenscheider Raum noch us, das entsprechende Possessivum use „unser“ (Karte 3). Die von der Schriftsprache begünstigten Formen uns, unse, die von Süden aus vordringen, stoßen westlich und östlich von Lüdenscheid nach Norden vor. Die Stadt selbst hat mit einigen umliegenden Ortschaften die alte Form bewahrt⁷⁾.

Eine ähnliche Erscheinung zeigt das Beispiel des Wortes „Milch“. Hier steht Lüdenscheid an der Spitze eines nach Süden gerichteten keilförmigen Gebietes, das die auf altem ē beruhende Form mi'älke bewahrt hat. Von Südwesten ist mälke aus den rheinischen Nachbarmundarten⁸⁾ bis zu einer Linie südwestlich Hülscheid, Heedfeld und Lüdenscheid vorgedrungen; von Südosten hat das

unter dem Einfluß der Schriftsprache gebildete m'ielke den ganzen Raum östlich von Lüdenscheid, Bärenstein und Werdohl erfaßt.

Daß dieser bewahrende Charakter der städtischen Mundart, der das Lüdenscheider Gebiet zu einem Bollwerk gegen die eindringenden schriftsprachlichen Neuerungen machte, in der jahrhundertealten industriellen und handwerklichen Tradition der Stadt wurzelt, zeigt sich besonders deutlich bei Wörtern aus dem Bereich des Wirtschaftslebens. So war z. B. die Assimilation (Angleichung) an den vorhergehenden Konsonanten in den Lautverbindungen nd und ld früher in unserem Gebiet allgemein verbreitet. Sie beruht auf der schon im Frühmittelniederdeutschen belegten Schwächung des inlautenden -d⁹⁾ und ist in den häufig gebrauchten Beispielen hollen „halten“, olle „alte“, blinne „blinde“, hännech „händig, bequem“ u. a. auch heute noch erhalten. Das Zahlwort „hundert“ dagegen übernimmt als wichtiger Bestandteil der Handelssprache in jüngerer Zeit, als der Binnenverkehr über den territorialen Bereich hinaus erweitert wird, die hochdeutsche Lautung: hundert heißt es heute schon in Schalksmühle, Glörfeld, Ehringhausen, Rosmart, Bärenstein, im ganzen Plettenberger Raum, in Küntrop, Balve, Evingsen und Dahle. Lüdenscheid aber hält an der alten Form hunnert fest, weil sie bei der ausgeprägten Geschäftstätigkeit der Lüdenscheider Kaufleute einen festen Platz im Wortschatz hatte. Die Häufigkeit des Gebrauchs hat die niederdeutsche Lautung erhalten.

In „Pfennig“ ist das Suffix -ing früher in unseren Mundarten bodenständig gewesen. Die hochdeutsche Endung -ich ist so

und in der angeglichenen Form -ech bis zu einer Linie südlich von Brenscheid, Altena, Neuenrade, Affeln und westlich von Eiringhausen, Plettenberg, Hülschotten vorgestoßen. Nur die Stadt Lüdenscheid bewahrt in der Form pänningk die ursprüngliche Lautung.

Ein ähnliches Bild bietet das Wort „Deichsel“ (Karte 1). Die alten Formen di:sel, d'äisel, d'öisel und d'uisel gelten im ehemals kurkölnischen Bereich, im Raum Plettenberg und im Grenzgebiet um Altena. Der märkische Südwesten kannte das Wort im allgemeinen nicht. Das bergige Gelände, auf dem die Felder nur mühsam auf schmalen Wegen zu erreichen waren, ließ den Gebrauch zweispänniger Wagen nicht zu. Beim Einspannen aber hatte man die schär (Schere). Als in jüngerer Zeit die Wegeverhältnisse verbessert wurden, drang mit dem Gegenstand auch das schriftsprachliche Wort in der hochdeutschen Lautung daiksel von Süden her ein (vgl. die Karte). Nur die Stadt Lüdenscheid hat die alte Form des Wortes gekannt und als di:sel erhalten. Der Gegenstand und seine niederdeutsche Bezeichnung sind anscheinend im Zuge der Handelsbeziehungen schon früh aus dem westfälischen Flachland entlehnt worden. Auf den landwirtschaftlich genutzten Hochflächen in unmittelbarer Nähe der Stadt wird der Gebrauch zweispänniger Wagen auch möglich gewesen sein. Wie stark die Wirkung des städtischen Vorbildes war, zeigt die Tatsache, daß Karthausen, Rosmart, Brenscheid und Wiblingwerde das alte i: wie Lüdenscheid erhalten und es an Stelle des hochdeutschen ai dem schriftsprachlichen Wort eingefügt haben, so daß hier heute die Mischform di:kssel heimisch ist¹⁰⁾.

Schon früh hat sich aber — wie auch am Beispiel anderer Städte erkennbar — ein städtisches Selbstbewußtsein ausgebildet. Das Bewußtsein der Eigenständigkeit der Sprachgemeinschaft wurde von den Bürgern der Stadt besonders stark empfunden. Das Wort sctiäter, ursprünglich von den Bauern der Umgegend im abwertenden Sinne für die Stadtbewohner geprägt, wurde bei ihnen umgekehrt zur selbstbewußten Bezeichnung für die Angehörigen der Stadtgemeinde.

Dieser bewußte Wille zur Differenzierung gegenüber der bäuerlichen Umgebung tritt bei einigen Beispielen in der Mundart unserer Stadt deutlich hervor. Während bei „wohnen“ fast im ganzen Kreis Altena die Form w'uonen (mit altem Wechsel von u zu o) auftritt, wird in Lüdenscheid w'uonen gesprochen, das alte u in der diphthongierten Form 'ue hat. Gleichmaßen erscheint altes u in frumm „fromm“, während das übrige märkische Gebiet die schriftsprachliche Form fromm vorzieht.

Der Gegensatz von Stadt und Land wird schließlich durch die Verhochdeutschung der städtischen Umgangssprache in neuerer Zeit noch vertieft. Neben den bewahrenden Charakter der Lüdenscheider Mundart tritt nämlich im Laufe des letzten Jahrhunderts die früher als in den ländlichen Bereichen einsetzende Aufnahme schriftsprachlicher Formen in die Mundart. Das Bewußtsein des Andersseins gegenüber den ländlichen Nachbarorten und vor allem der Ausbau der modernen Verkehrsverbindungen sind auch hier die Schrittmacher dieser Entwicklung. Die entscheidende Rolle übernimmt wieder die bodenständige Industrie.

Ihre günstige Lage zwischen dem Ruhrgebiet, das Halbzeug und Energie liefert, und dem Siegerländer Manganerzgebiet läßt den märkischen Raum zu einem verkehrsanziehenden Durchgangs- und Austauschgebiet werden. Die Bedeutung der Mundart geht immer mehr zurück. Im Handelsverkehr gilt die Schriftsprache.

Die Mundart muß sich dieser Entwicklung beugen, die die feineren Unterschiede sprachlicher Formen verwischt. In ihrem gegenwärtigen Zustand zeigt sie viele schriftsprachliche Elemente, die in den ländlichen Bezirken noch nicht auftreten. So gilt z. B. im ganzen Kreis Altena noch der ursprüngliche Schwund des anlautenden -t- in der Verbindung ht vor der Endung -en. „Schlachten“ heißt dort überall schlachen. Nur die Stadt Lüdenscheid hat nach dem Muster der Schriftsprache bereits schlachten, wobei allerdings das t durch den in unserem Gebiet üblichen Nasen- und Kehlkopfverschluß ersetzt wird. Auch bei „Flechten“, „nachts“, „leuchten“, „(er) dächte“, „(er) brächte“ sind die Formen mit Kehlkopfverschluß bis Lüdenscheid vorgedrungen, während der umliegende Raum noch Formen ohne Verschluß hat.

Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich bei der Entwicklung des westgermanischen g im Inlaut (Karte 4). Schon im Mittelniederdeutschen hat sich g in mundartlichen Abstufungen zu einem Reibelaut entwickelt. Diese alte Spirans ist in unserem Gebiet als stimmloser (x) oder als stimmhafter (ɣ) Reibelaut erhalten. Nur der Lüdenscheider Raum hat hier nach dem Muster der Schriftsprache den Verschlußlaut g eingeführt: fro:gen „fragen“, n'iegen „neun“, t'ieger



Karte 3

„neben“, ri:ge „Reihe“, dröüge „trocken“, si:ge „niedrig“, usw.

Den bei alter Geminata dd auftretenden Wechsel von d zu r, eine als d-Rhotazismus bekannte Erscheinung, hat unser westsauerländisches Gebiet allgemein durchgeführt: bere „Bett“, hai blore „er blutete“ usw. Bei „Mitte“ und „(der) dritte“ wird aber unter dem Einfluß des Hochdeutschen das d in Lüdenscheid und einigen Nachbarorten wieder eingeführt: mide, drüde.

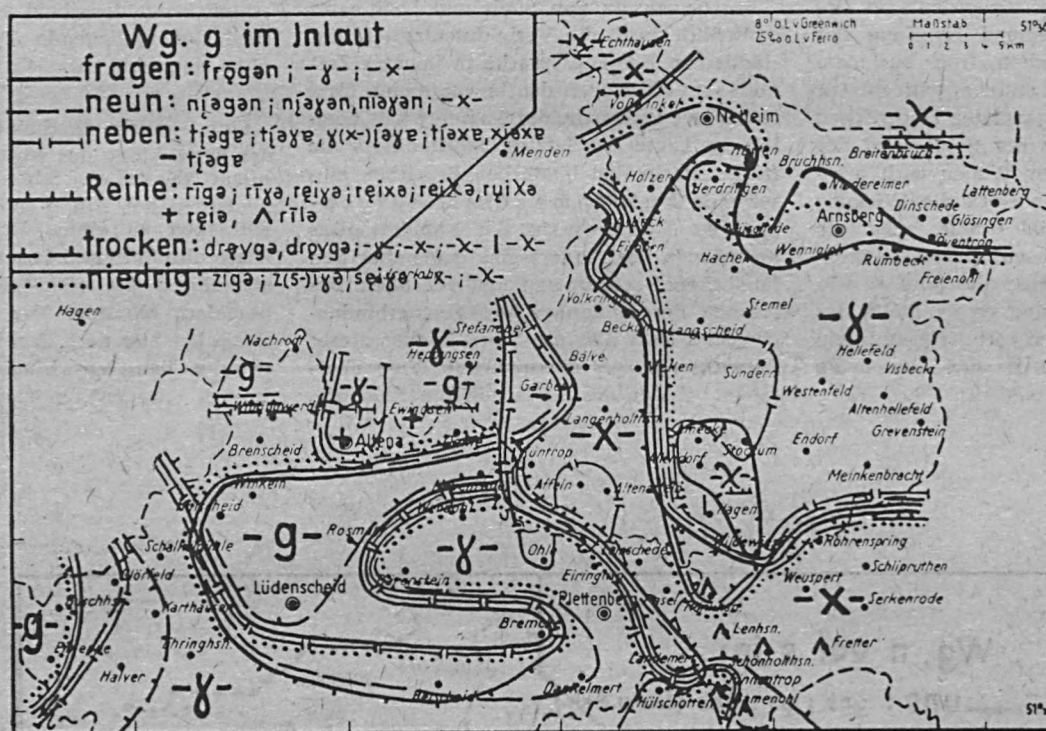
Und schließlich noch ein Beispiel aus der Wortgeographie. Für das Adverb „beinahe“ gilt im Kreis Altena fast ausschließlich der Worttyp „sehr nahe“ (sä:no:) oder das Synonym „bald“ (bolle). Nur in Lüdenscheid ist bi:no: vorhanden, das offensichtlich aus der Schriftsprache in die mundartliche Form umgesetzt wurde.

ist das Bild der Lüdenscheider Mundart in ihrer gegenwärtigen Gestalt, die wir hier in einigen knappen Zügen zu zeigen versuchten. Wenn auch in diesem Bild die ganze Fülle des sprachlichen Lebens sichtbar wurde, so zeigt doch schon die zwiespältige Stellung zwischen altem und neuem Sprachgut, daß die Mundart in ihrem Bestand stark gefährdet ist. Heute wird die Mundart in der Stadt Lüdenscheid nur noch von wenigen gesprochen, und auch auf dem Lande geht die Zahl der aktiven Mundartsprecher immer mehr zurück. Die Umstellung der noch stark handwerklich bestimmten Kleinbetriebe zum modernen Fabrikbetrieb, die schon im 19. Jahrhundert begann, förderte den Zuzug Erwerbstätiger aus anderen deutschen Sprachbereichen. Nach dem Zweiten Weltkrieg fand eine große Zahl von Menschen aus Ost- und Mitteldeutschland im Lüdenscheider Raum eine neue Heimat. In Lüden-

licher Elemente entstehende vorwiegend hochdeutsche Umgangssprache.

Solche Ausgleichsbewegungen sind zwar in Deutschland und darüber hinaus in ganz Europa in neuerer Zeit vorherrschend. In unserem niederdeutschen Grenzraum werden sie aber stärker als in anderen deutschen Sprachgebieten wirksam, weil das Niederdeutsche weiter von der Hochsprache entfernt ist als die hochdeutschen Mundarten.

Auch die ländlichen Bereiche sind, wie wir sahen, von dieser Entwicklung nicht verschont geblieben. Die modernen Massenmedien Rundfunk, Zeitung, Film und Fernsehen haben den Vorgang der Aneignung der Schriftsprache beschleunigt. Selbst in den abgelegensten Dörfern ist der Gebrauch der Mundart im täglichen Leben heute auf die älteren Menschen beschränkt. Die Vorstellung vom Minderwert der Volkssprache



Karte 4

5. Zusammenfassung

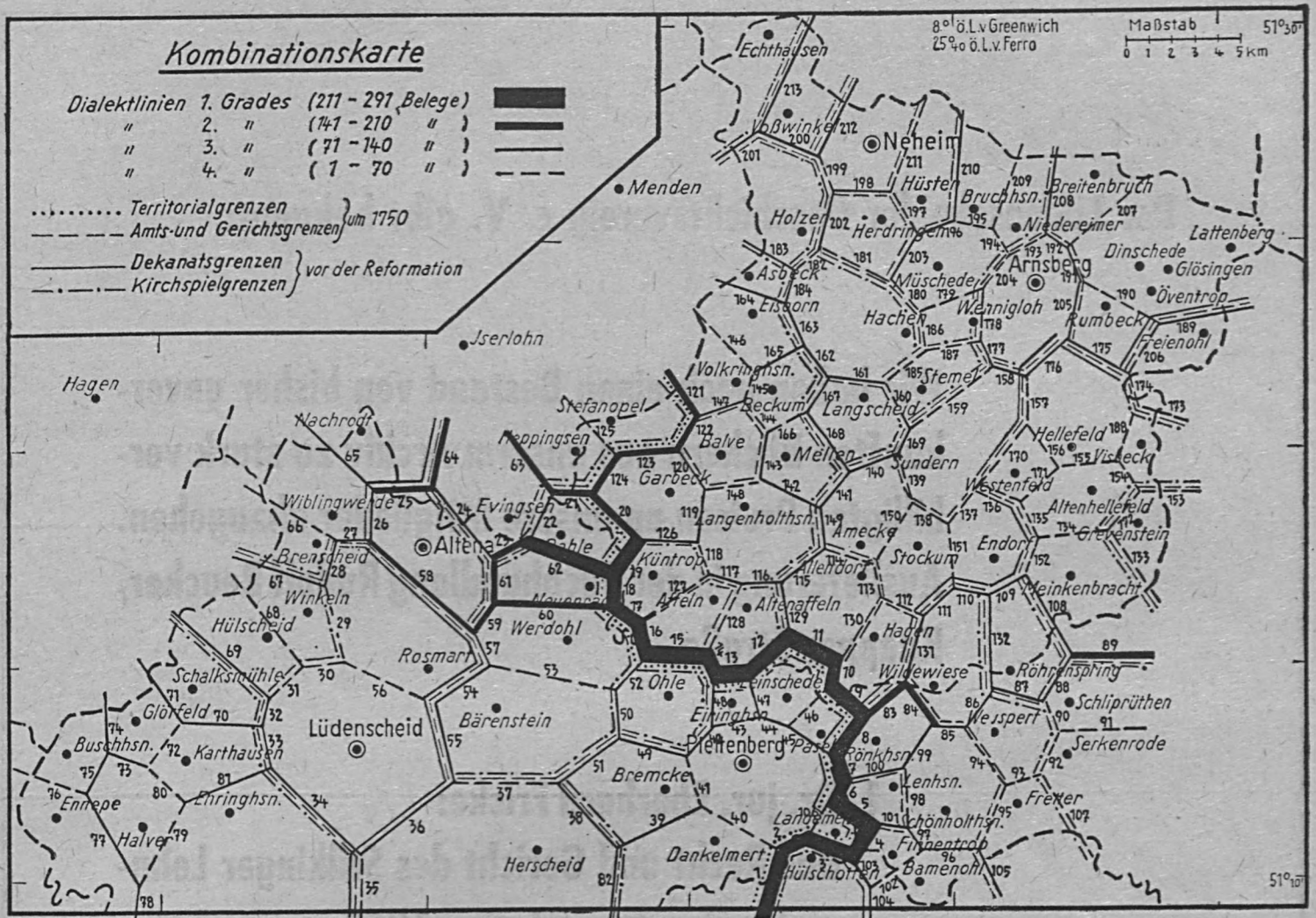
Das sprachliche Gesamtbild zeigt also deutlich, wie sehr die Mundarten unseres Raumes Grenzmundarten sind. Während das Gebiet von Lüdenscheid und Plettenberg sich den Neuerungen aus dem niederdeutschen Norden verschließt, übernimmt Altena häufig diese Erscheinungen. In Lüdenscheid dagegen werden meist nur die aus der Schriftsprache und aus den rheinischen Nachbarmundarten von Süden andringenden Sprachstöße übernommen.

Beharrlich am alten Sprachgut festhaltend und zugleich neue Sprachformen aufnehmend, vermittelnd und weitergebend — das

scheid stieg die Einwohnerzahl von 1982 im Jahre 1818 auf 51 705 im Jahre 1950. Damit mußte sich in der Stadt mehr und mehr eine von schriftsprachlichen Formen geprägte hochdeutsche Umgangssprache ausbilden. Bis vor wenigen Jahren konnte man zwar noch beobachten, daß in den kleineren Betrieben der Geselle erst dann von der älteren Generation anerkannt wurde, wenn er die Mundart beherrschte. Auch die Fachsprachen waren weitgehend von der Mundart bestimmt. Heute ist auch diese Erscheinung verschwunden. Die nächste Generation — so wird man mit einiger Sicherheit behaupten können — wird keine Mundart mehr sprechen, sondern eine aus der Mischung mundartlicher und schriftsprach-

hat schon seit über 100 Jahren dazu geführt, daß die Eltern mit ihren Kindern ausschließlich hochdeutsch sprechen.

Man mag diese Entwicklung bedauern — aufhalten läßt sie sich nicht. Unsere Aufgabe kann es daher nur sein, den alten Bestand der Mundarten zu erfassen und in seiner Bedeutung für die Sprachgemeinschaft zu erkennen. Für alle, denen die Pflege heimatlicher Belange am Herzen liegt, muß das eine echte Aufgabe sein. Die lebende Sprache aber wird in ihrem natürlichen Wachstum Altes und Neues vereinigen und dem, der ihren ständigen Wandel aufmerksam verfolgt, den Blick in die neuen Wertungen der Sprachgemeinschaft freigeben.



Karte 5

Aus dem Beispielmateriale von über 1000 Paradigmaten wurden alle Verschiedenheiten in der Form und der Lautung der Wörter von Ort zu Ort ausgezählt. Die Stärke der „Dialektlinien“ gibt daher die gezählten Unterschiede zwischen den einzelnen Ortschaften an. In der Karte ist die Bedeutung der alten märkisch-kurkölnischen Territorialgrenze als Hauptsprachsscheide unseres Gebietes deutlich erkennbar. Im Raum Altena — Evingen — Dahle treten die Linien zu einem Fächer auseinander und zeigen so die Aufweitung der alten Grenze durch den starken Binnenverkehr dieses Bezirkes.

- 1) Vgl. hierzu Leo Weisgerber, Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins, 1949; ders., Vom Weltbild der deutschen Sprache, 1950.
- 2) L. Weisgerber, Die Leistung der Mundart im Sprachganzen, 1956.
- 3) Das Zeichen : bezeichnet die Länge des Vokals; * kennzeichnet bei Diphthongen den betonten Bestandteil: 'ie, i'ä, usw.
- 4) Zur Abgrenzung des Westfälischen William Foerste, Geschichte der niederdeutschen Mundarten (in: Deutsche Philologie im Aufriß, 2. Auflage, 1957 ff.), Band I, Spalte 1833 ff. und Karten 7 und 8; ferner E. Nörrenberg, Die Grenzen der westfälischen Mundart, Westfälische Forschungen 7 (1953/54), S. 114—129.
- 5) Als „märkisches Sauerland“ bezeichnen wir hier nur den östlichen Zipfel der früheren Grafschaft Mark mit Lüdenscheid als Mittelpunkt. Foerste sieht dagegen bei seiner Betrachtung der märkischen Mundarten (a. a. O., Spalte 1838 f.) vor allem den Dortmunder Raum.
- 6) Vgl. auch Foerste, a. a. O., Spalte 1809 f.; Ferd. Wrede, Anzeiger für deutsches Altertum 24, S. 115 und Nörrenberg, a. a. O., S. 115.
- 7) Vgl. hierzu F. Jostes, Niederdeutsches Jahrbuch 11, S. 89; F. Wrede, Zeitschrift für deutsche Mundarten 1924, S. 275 ff.; Aubin-Prings-Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinländern, Bonn 1926, S. 128 ff. Foerstes Auffassung (a. a. O., Spalte 1814), uns am westfälischen Südrand sei bodenständig, wird durch das sprachliche Bild unserer Mundart nicht bestätigt.
- 8) Vgl. Werner Schulte, Gliederung der Mundarten im südöstlichen Sauerland, Marburg 1941, S. 30 und Karte 5.
- 9) Vgl. Foerste, a. a. O., Spalte 1779.
- 10) Zum Gesamtbild der „Deichsel“-Formen im deutschen Sprachgebiet Walther Mitzka, Deutsche Wortatlas, Band 3, Gießen 1954, S. 9. und Karte „Gabeldeichsel“; ferner Ursula Hütte, Wortgeographie von Deichsel und Gabeldeichsel, Phil. Diss. Marburg 1947, S. 97.

Der Lüdenscheider Geschichtsverein e. V. gibt bekannt:

Wir haben noch einen Bestand von bisher unverkauften Büchern aus unserm Archiv zu stark verbilligten Preisen an unsere Mitglieder abzugeben. Auslieferung in der Buchhandlung Rudolf Beucker, Knapper Straße

1. Dr. jur. Eberhard Fricke:

Das Recht und Gericht des Stilkinger Lehnverbandes. Dissertation 1957

2. Dr. jur. Eberhard Fricke:

Die Frei- und Vemegerichte in ihrer räumlichen Beziehung zur westfälischen Stadt. – Zugleich ein Beitrag zum Standortproblem bei dem Lüdenscheider Freigericht. (Sonderdruck der „Dortmunder Beiträge“)

3. Wilhelm Sauerländer:

Das Stadt- und Gildebuch 1682 bis 1809.